

Abend-



Zeitung.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

27.

Sonnabend, am 2. September 1843.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

### Liebesleiden eines Accessisten.

Nach der Residenz zu schreiben,  
Das gebot der Präses mir;  
Soll die trock'nen Worte bringen  
Schönkelreich auf das Papier.

Und ich schnitzte an der Feder,  
Bis das Blut vom Finger spritzt,  
Schau' sinnend nach der Decke,  
Ob von da ein Einfall blizt.

Und ich fange an zu malen,  
Mal' den ganzen Bogen voll,  
Male emsig, male lustig —  
Da ruft Präses: „bist Du toll?“

„Bringst ja um den Stempelbogen,  
Träumerischer Bursche, mich!“  
Ach, von oben an bis unten  
Schrieb den Namen „Minna“ ich.

Soll ein Schuldbekennniß schreiben  
In dem sündfluth-alten Styl,  
Und mein Haupt wiegt hin und wieder,  
Als gäb's da zu sinnen viel.

Sieh! da schnäbeln sich zwei Täubchen  
Just vor meinem Fensterlein,

Und ein lockender Gedanke  
Zuckt in meinen Kopf herein.

Und ich fasse rasch die Feder,  
Ziehe flüchtig Strich um Strich —  
Und da steht nun das Bekenntniß:  
Minna hold', ich liebe Dich. —

„Eine Bittschrift an die Kön'gin  
Schreibe säuberlich und rein,  
Und verschreibe Dich nicht etwa,  
Damenaugen sehen fein.“

An die Königin, die Dame  
Mit der Wangen Rosenpracht,  
Mit den himmelstiefen Augen? —  
Ei, da nehm' ich mich in Acht.

„Hohe Kön'gin“ — zierlich stehet  
Schon das Wort auf dem Papier —  
Und ich schreibe zitternd weiter:  
„Königin, verzeihe mir.“

Eine Bitte muß ich wagen,  
Hohe Königin, an Dich:  
„Königin Du meines Herzens,  
Schöne Minna, liebe mich!“

Ach! da kommt der trock'ne Alte,  
Schmäht mich toll und gar verrückt;



Und zerreißt den holden Namen,  
Dessen Klang mich schon entzückt.

Liebeleerer Aktenmeister,  
Schrieb ja, was Dein Mund befahl,  
Denn ich kenne keine and're.  
Als die Kön'gin meiner Wahl.

H. F. Peters.

### Die räthselhafte Scheidung.

Eine Erzählung nach Thatsachen

von

Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Obwohl er Weg und Steg genau kannte, mußte er doch sehr bald langsamer reiten, da Windwehen die gangbaren Pfade stellenweise überdeckten. Das Pferd sank wiederholt tief in die locker aufgehäuften Schneemassen und arbeitete sich schnaubend wieder daraus hervor. Schon war er ein paar Stunden geritten, und trotz der Kälte durch und durch erhitzt, als er es im nächsten Orte Mitternacht schlagen hörte. Das Kirchlein hob sich schwarz von dem weißen Schneegrunde ab und warf im Monde einen kurzen scharfen Schatten auf's Land. Zettler murmelte ein „Gott Lob!“ und lenkte sein Pferd nach der niedrigen Kirchhofmauer, da ihm der nächste Weg nach so ermüdenden Strapazen der liebste war, und er jetzt ein Verirren nicht mehr befürchten durfte. Wenige Schritte von der Kirche stuzte das Pferd, blies die Nüstern auf und schnaubte, gleich darauf begann es zu zittern und blieb stehen. Der Advokat streichelte das Thier und redete ihm zu, in der Meinung, es scheue sich vor dem schwarzen Schatten, den die Kirche warf und den es jetzt betreten mußte. Bald aber gewahrte er, daß eine Witterung seines Rosses Sträuben verursachen möge. Der entgegenwehende Ostwind führte einen Modergeruch mit sich, der jetzt auch dem Advokaten auffiel. Zugleich glaubte er flüsternde Stimmen zu hören und aufmerksam gemacht, richtete er sich hoch auf im Sattel und blickte rundum. Auf der dunkeln Fläche des Kirchenschattens, der noch über ihn hinaus reichte, bemerkte er jetzt ein einzelnes schwaches Licht zwi-

schen den überschneiten Grabhügeln, dessen flackernder Schein zwei Menschen erkennen ließ, die emsig beschäftigt waren, einen schweren Gegenstand empor zu heben. Im ersten Augenblick glaubte Zettler Räuber vor sich zu haben oder auch Schatzgräber, die in der Mitternachtsstunde ihr unheimliches oder verbrecherisches Wesen trieben. Bald aber sah er, daß dunkle Erdklöße den leuchtenden Schnee bedeckten und daß beide Männer, deren Gesichtszüge er beim schwachen Flimmern der Laterne nicht unterscheiden konnte, in einer Vertiefung standen. Das Flüstern ward jetzt lauter, so daß der erstaunte Advokat folgendes abgerissene, räthselhafte Gespräch deutlich verstehen konnte.

„Bei meiner armen Seele, 's ist nicht richtig!“

„„Wollt Ihr's thun, Claus?““

„Nicht um ein Rittergut! Euch geht's an, Euch allein kann's helfen. Macht aber geschwind, denn mir graust's. Hu, wenn er anfinge zu reden!“

„„Verzeih' mir's Gott! — gebt den Spaten her. — Nein, mir zittern die Arme. Claus, am Ende ist's doch eine Sünde. Er hat mir nie was Unschönes gesagt, ob er gleich nur mein Stiefvater war — und jetzt sollte ich ihm wie einer Kage den Kopf —““

„Kreuzhagelschwerenoth, wenn Ihr ein solcher Hase seid, hättet Ihr die ganze Geschichte unterwegs lassen sollen. Sind die Lippen nicht frisch, wie die eines sechzehnjährigen Mädels? Denkt Ihr, das kommt von der Sargluft her? Den Henker auch! Seht Euch im Spiegel, fühlt Euch den Puls und nehmt Rücksprache mit Euren Unterthanen (Weinen) und Ihr werdet wohl wissen, wo Euer gesundes Blut hingekommen ist!“

„„Dennoch,““ stotterte der Andere, „„ich kann's nicht über's Herz bringen. Sieh ein Erdenkloß her — so? Das leg' ich dem Armen auf die Lippen und drücke sie mit Gewalt entzwei. Gott sei gedankt! Das wird's auch thun.““

„Verlaßt Euch darauf, daran ist Niemand Schuld als Euer Stiefbruder! Ich sah's wohl, daß er Euren Kreuzschlag wieder hinausschlag und Euer Band flattern ließ. Es ist pure Habsucht und Aerger, daß er nicht die fette Erbschaft ganz allein in die Tasche hat stecken können.“



Jetzt, denk' ich, haben wir ihm die Freude versalzen."

„Dreh' die Laterne um, daß uns Niemand sieht. Wir könnten in's Teufels Küche kommen, wenn's 'raus käme! Rolle die Erde langsam in die Grube, die Stücken poltern und lärmen weit hin durch die Nacht! Wenn's nur schneien wollte, daß Niemand Spuren unseres Geschäfts entdeckte! Aber glaubst Du wohl, Claus, daß ich mich schon kräftiger fühle?"

Die Antwort verhallte in dem rauschenden Rollen der gefrorenen Erdschollen. Zettler ließ unwillkürlich seinem Pferde die Zügel, das mit lautem Gewieher seitwärts sprang und in schnellstem Trabe quersfeldein lief. Den Advokat schüttelte heftiger Fieberfrost, ob in Folge der starken Kälte oder der eben beobachteten Scene, wußte er selbst nicht. Nur so viel stand bei ihm fest, daß er so eben unfreiwillig Zeuge einer Handlung gewesen sei, die in dem fürchterlichsten, unseligsten Volksaberglauben ihren Ursprung haben mußte. Der Gegend nach zu schließen, waren die beiden Männer am Grabe des alten Eibig beschäftigt gewesen. Konnte er sich auch den Zusammenhang der Sache nicht vollkommen erklären, so leuchtete ihm doch so viel ein, daß zwischen jenen ihm so räthselhaften Begräbnißceremonieen und dieser nächtlichen, verbrecherischen Absichten hegenden Ausgrabung, ein nothwendiger Zusammenhang stattfinden müsse. Ja selbst den Auftrag des edlen Verstorbenen, der ihm zum bald vollbrachten Ritt Anlaß gegeben hatte, brachte er damit in Verbindung, und noch ehe er, fortwährend vom Frost geschüttelt, die Stadt erreichte, stand der Entschluß bei ihm fest, das Erlebnis dieser Nacht zur Anzeige zu bringen und eine Untersuchung darüber einzuleiten.

##### 5.

Ein heftiger Krankheitsanfall verhinderte den Advokaten, seine Absicht auszuführen. Er fiel in ein hitziges Fieber, von dem er zwar nach einiger Zeit wieder genas, seine frühere, kräftige Gesundheit aber nicht wieder erhielt. Darüber verging der Winter, und obwohl Zettler des Erlebten sich oft noch erinnerte, hielt er es doch jetzt nicht mehr für geeignet, eine so unklare, schwer zu ermittelnde Geschichte öffentlich zur Sprache zu bringen. Er sah voraus, daß es kaum möglich

sein werde, die Thäter zu ermitteln oder sie zu überführen, und überdies konnte er bei wiederholtem Nachdenken sich selbst über das mit angehörte Gespräch nicht so genaue Rechenschaft geben, daß er eidliche Erhärtung desselben gewagt hätte. In Folge dieser Betrachtungen und des fortwährenden, sogar zunehmenden Siechens unterblieb jeder Schritt zu einer einzuleitenden Untersuchung. Dagegen betrieb er eifrig das angeknüpfte Geschäft mit dem Geistlichen und hatte die Freude, seine Bemühungen anerkannt und belohnt zu sehen.

Ein Brief, der um diese Zeit von Alma einlief, meldete dem kränkenden Vater die Verlobung der Tochter mit einem wohlhabenden Regierungsbeamten, und verkündete in Ausdrücken höchster Freude das Glück des jungen, liebenden Mädchens. Die Vermählung war zum Herbst festgesetzt und die glückliche Braut verabsäumte nicht, den vermeintlichen Oheim mit all' den Seinen zu so frohem Feste einzuladen. Weit entfernt, dem Glück der geliebten Tochter hinderlich zu sein, billigte Zettler ihren Entschluß, segnete in altchristlicher Art ihre Wahl, und versprach mit bestimmten Worten die Erfüllung ihres Wunsches, wenn irgend sein schwankender Gesundheitszustand eine so anstrengende Reise zulasse. Das Verlangen, noch einmal im Leben dem Weibe ins Auge zu blicken, das er so wahr und innig geliebt, das ihn in so unbegreiflicher Weise verlassen hatte, erwachte jetzt oft in bisher nie gefühlter Heftigkeit. Je lebhafter aber diese Sehnsucht in ihm ward, desto mehr schwanden Kraft und Lebensmuth. Der Keim des Todes, das fühlte Zettler, war in jener verhängnißvollen Winternacht ihm eingepfist worden.

Gegen Rosa und seine Kinder verheimlichte Zettler seine Gedanken. In ihrem Kreise zeigte er sich stets heiter, wenn er auch dadurch die Wolken der Besorgniß, die auf Rosa's klarer Stirn immer mehr sichtbar wurden, nicht verschrecken konnte. Seine Töchter waren sehr emsig beschäftigt, der geliebten Cousine ein Brautgeschenk zu fertigen, und nach langem Prüfen und Wählen hatten sie sich geeinigt, der glücklichen Alma ein prächtiges Taschentuch zu sticken, das sie am Tage der Vermählung tragen sollte. Dies Tuch war äußerst fein und wurde von den Schwe-



stern mit größter Sorgfalt geschmackvoll ausge-  
näht. Der Namenszug der Braut war in Gold  
darein gestickt, die der Geber, sämtliche Kinder  
aus Zettlers zweiter Ehe, in Silber. Man war  
lange damit beschäftigt gewesen, und als man  
es endlich zu Stande brachte, nahm des Vaters  
Kränklichkeit einen so bedenklichen Charakter an,  
daß man an der Ausführbarkeit der versprochenen  
Hochzeitsreise zu zweifeln anfing. Zettler ward  
von Tage zu Tage schwächer, die Aerzte verhehl-  
ten ihre Besorgniß nicht, und der Advokat selbst  
hielt es jetzt für besser, wenigstens seiner Gattin  
die schnelle Annäherung seines wahrscheinlichen  
Todes nicht länger zu verhehlen. An sie richtete  
er dabei die Bitte, Alma von seinem Erkranken  
in Kenntniß zu setzen, und sie aufzufordern, in  
Begleitung ihrer Mutter ihn nochmals zu besu-  
chen. Rosa vollzog unter Thränen diesen betrü-  
benden Auftrag, und schon nach Verlauf von  
vierzehn Tagen traf Alma allein bei dem sterben-  
den Vater ein. Wanda, sagte die Tochter, sei  
durch Unwohlsein abgehalten worden, habe aber  
nachzukommen versprochen.

Es schien, als gebe die Ankunft der geliebten  
Tochter, die jetzt in ihrer jungfräulichen Fülle  
der Mutter sprechend ähnlich sah, dem Advoka-  
ten neue Lebenskraft. Er konnte das Lager ver-  
lassen, wie sonst in belehrend heiterer Weise seine  
Familie unterhalten, auf Scherz und Lust der  
Jugend eingehen. Allein dies war nur das letzte  
Aufflackern der erlöschenden Lebensflamme. Nach  
einem ungewöhnlich heiter verlebten Abend fand  
man ihn am Morgen entseelt. Ein Schlagfluß  
hatte dem menschenfreundlichen segensreichen Le-  
ben des edlen Mannes plötzlich, und wie es  
schien, schmerzlos ein Ende gemacht.

Bestürzung und Schmerz der Familie waren  
groß, das Bedauern der Stadt allgemein. Denn  
man hatte den trefflichen Mann in jeder Hin-  
sicht für eine Zierde der Bürgerschaft gehalten.  
Deshalb beschloß man auch, sein Begräbniß mit  
allem Pomp, der dabei entfaltet werden konnte,  
zu vollziehen. Magistrat und Schulen sollten  
daran Theil nehmen, und was nur bei den höchst-  
gestellten Männern gestattet war, die Glocken  
wurden zur Ehre des Verstorbenen täglich bis  
zum Tage der Bestattung eine volle Stunde ge-  
läutet.

Am Abend vor dem Begräbniß ward die  
Leiche dem zudringenden Volke auf einem Kata-  
falk ausgestellt. Sechs Männer in schwarzen  
Talarren und übrigens alterthümlicher Tracht um-  
standen als Ehrenwächter den mit silbernen Ver-  
zierungen geschmückten Sarg. Die Leidtragenden  
nahmen auf einer Estrade Theil an den letzten  
Ehren, die das ab- und zugehende Volk dem  
Abgeschiedenen erwies. Spät in der Nacht zer-  
streute sich erst die Menge, die diesmal nicht blos  
gaffend, sondern in der That aus wahren Mit-  
gefühl der üblichen Leichenschau beigewohnt hatte.  
Erst jetzt fanden die Hinterlassenen Zeit sich  
ihren Gefühlen hinzugeben, und unter zahllosen  
Thränen dem Todten zum letzten Male die Hand  
zu drücken. Vor Allen tief erschüttert war Alma.  
Hätte sie gewußt, daß der Mann, den sie so  
innig verehrte, so zärtlich liebte, ihr Vater sei,  
sie würde vergebens nach Fassung gerungen ha-  
ben. Ihren schönen Augen entstürzten Ströme  
von Thränen, die alsbald das glänzende Taschentuch  
— es war das Brautgeschenk ihrer Stief-  
geschwister — gänzlich durchnäßten. Als sie  
nun Abschied nehmend die Stufen des Kata-  
falkes erstieg, und dem Todten die Hand  
drückte und küßte, wollte ein Ungefähr, daß der  
Zipfel ihres Brauttuches sich so fest zwischen die  
Finger des Verstorbenen schob, daß eine kleine  
Gewalt erforderlich gewesen wäre, um es ihm zu  
entziehen. Dies wollte und mochte die erschüt-  
terte Alma nicht. Aufgeregt bis zur Schwärmerei  
glaubte sie vielmehr ein noch im Tode sprechendes  
Zeichen der Liebe des Dheims zu ihr in diesem  
zufälligen Ergreifen des Tuches zu erblicken, und  
während ein himmlisches Lächeln verklärend durch  
ihre Thränen leuchtete, legte sie beide zarte Hände  
dem Advokaten wie segnend auf die Stirn, über-  
ließ den kalten Fingern die Gabe geschwisterlicher  
Liebe, und breitete das zarte schimmernde Gewebe  
gleich einem Schleier zur Hälfte über das Antlitz  
des Todten.

Während dies geschah, hatten die Diener die  
Lichter bereits gelöscht und die Administranten  
näheren sich mit der Decke, um den Sarg zu  
schließen. Alma stieg herab vom Katafalk, und  
indem das letzte Licht erlosch, senkte sich auch die  
Decke für immer auf das ruhig-heitere Antlitz  
ihres Vaters. Niemand von den Anwesenden,



selbst nicht Rosa, hatte das Thun der erschütterten Alma bemerkt, Niemand sie daran zu verhindern gesucht. Zettler ward am folgenden Tage mit allen Ehren eines ausgezeichneten Mannes in der gewölbten Gruft beigesezt, die sein Vater als Familienbegräbniß hatte erbauen lassen.

Schon nach wenigen Tagen mußte sich Alma von der trauernden Familie trennen, um zu ihrer Mutter zurückzukehren, der sie inzwischen den Tod des angeblichen Oheims gemeldet hatte. Sie fand auch diese ungewöhnlich bewegt, ernster als je und in tiefster Trauer. Die Rückkunft der Tochter erheiterte sie zwar einigermaßen, konnte aber doch einen düstern Zug des Grams in ihrem ernstern Antlitze nicht gänzlich verwischen.

Wir wissen, daß Zettler bei seiner gezwungenen Scheidung von Wanda dieser ein versiegeltes Packet überreicht hatte, mit dem Bedeuten, die Siegel erst nach seinem Tode zu erbrecen. Drängte es nun einerseits die jetzt erst wahrhaft Wittwete, diesem Gebot zu gehorsamen, so empfand sie auf der andern Seite auch wieder eine unüberwindliche Scheu, der sich die Besorgniß beigesellte, es möchten sich vorwurfsvolle Worte von dem Manne darin vorfinden, den sie ohne Angabe des Grundes doch eigentlich von sich gestoßen hatte. Aus Gründen dieser gemischten Empfindungen verschob sie die Lösung der Siegel von einem Tage zum andern, so daß fast zwei Monate hingegangen und die schwankende Wanda noch immer zu keinem Entschlusse gekommen war. Endlich besiegte sie aber doch aus Liebe zur Tochter ihren Abscheu. Sie brach die Siegel und fand in einem liebevollen, obwohl schwermüthigen Schreiben an sie Documente, die ihrer Tochter eine beträchtliche Geldsumme als Mitgift und väterliches Erbe zusprachen. Dieses Vermächtniß sollte ein halbes Jahr nach dem Tode Zettlers erhoben werden können unter der Bedingung, daß Alma zuvor Kenntniß von ihrem wahren Vater erhalte.

Wanda athmete erleichtert auf. Was Zettler als Befehl und letzten Willen hier aussprach, stimmte mit ihren eigenen Gedanken vollkommen überein. Ueberdies hatte er noch die schonende Vorsicht beobachtet, dem Schreiben an Wanda einen Brief an seine Tochter beizufügen, der die nöthigen Aufschlüsse für sie enthielt. Die Mutter

griff zu dem nämlichen Mittel und legte beide Schreiben während der Nacht auf die Toilette der friedlich schlummernden Tochter.

Alma's Schreck über die unerwarteten Eröffnungen war unbeschreiblich. Nun erst fühlte sie, was sie an dem theuern Dahingeshiedenen verloren, wie sehr ihr Herz ihm angehört hatte, mit welcher unendlichen Kindesliebe sie ihm ergeben gewesen war! Sie machte der Mutter keinen Vorwurf, daß sie ihre Geburt so lange in undurchdringliches Dunkel gehüllt hatte, eben so wenig kam es ihr in den Sinn, den Ursachen nachzuforschen oder darnach zu fragen, welche Anlaß zu so gänzlicher Trennung zwischen so trefflichen Menschen gegeben haben mochten. Sobald sie sich gefaßt hatte und nun mit größerer Ruhe über den Verlust nachdenken konnte, erbat sie von Wanda das Versprechen, daß ihre Vermählung noch um ein Jahr hinausgeschoben werde. Zwar machte die Mutter Anfangs Einwendungen, allein Alma blieb fest, und ihr zartes Gefühl für Schicklichkeit war wohl geeignet, allen Einwendungen alsbald ein Ende zu machen. Ihr Verlobter fügte sich ebenfalls der Nothwendigkeit.

Nach einiger Zeit glaubte Wanda zu bemerken, daß ihre Tochter ihre blühende Gesundheitsfarbe verliere. Sie schob es indeß auf die mehrfachen heftigen Gemüthsbewegungen und auf den Zwiespalt, den Liebe und Schmerz in ihrer Natur hervorgerufen. Leis und unmerklich traf man Vorbereitungen zur Vermählung, und wußte so nach und nach die Gedanken aus trüber Vergangenheit in helle, heitere Zukunft hinüber zu führen. — Kurz vor dem früher festgesetzten Vermählungstage ward Alma mit zahlreichen Geschenken überhäuft, die man mit Dank annahm und einstweilen bei Seite stellte. Auch seine Handarbeiten, als Stickereien und Aehnliches, waren darunter, und während beide, Mutter und Tochter, die niedlichen Kleinodien durchmusterten, fiel Wanda ein schön gemustertes Taschentuch in die Hände.

(Fortsetzung folgt.)



## Correspondenz-Nachrichten.

## Athen im Juli.

(Schluß.)

Das Königreich Griechenland ist wie ein in den Orient hinausgeschobener Posten, — doch wohl kein verlorner! — und als solcher berufen, die Civilisation des Orients zu vermitteln. Wir wollen die Hoffnung nicht ganz aufgeben, daß es nur den Weizen, von der Spreu gesondert, der einstigen Wiege des Menschengeschlechts und der frühesten Bildung, von der das Licht der Aufklärung nun seit Jahrtausenden gewichen ist, wieder zuführen werde, so wie Griechenland einst der Vermittler der Bildung und Aufklärung gewesen ist für das Abendland. Hier in Athen regt sich jetzt ein geschäftiges wissenschaftliches Leben und Streben, wenn schon auch hier, in Demjenigen nämlich, was auf dem Gebiete der Literatur zu Tage gefördert wird, viel Spreu unter dem Weizen mit unterläuft. Leider beschränkt sich dieses wissenschaftliche Leben in seiner äußern sichtbaren Regsamkeit fast nur auf Athen, obgleich die Strahlen der Aufklärung auch in die fernsten Theile des Königreichs dringen, und sogar die Grenzen desselben weit überschreiten. Ich meine, es sei nicht zu berechnen, welchen Nutzen z. B. die hiesige Universität, die nur erst von dem Jahre 1837 ihre schwachen Anfänge datirt, seit ihrem Bestehen bereits gestiftet hat, indem sie mehr noch, als sie vielleicht an positiven Kenntnissen, an Früchten der Gelehrsamkeit gewährt, durch die ideenweckende Kraft und durch ihr Beispiel angeregt und genützt hat. Namentlich von der Universität in Athen gilt das, was ich oben von dem in den Orient hinausgeschobenen Posten der Civilisation sagte; namentlich sie ist, mit dem, was von ihr ausgeht und was mit ihr zusammenhängt, vorzugsweise ein solcher Posten; und es sind auf diesen Posten Männer gestellt, — Eingeborne oder Ausländer — die ihren Platz auszufüllen wissen, die die Würde der Wissenschaft, die sie vertreten, kennen, und die ganze Wichtigkeit ihrer Stellung begreifen; — Männer, deren eine Universität in dem übrigen Europa sich nicht zu schämen brauchte, deren Ruhm in Europa selbst anerkannt ist. Ist übrigens von Athen und den wissenschaftlichen Anstalten daselbst die Rede, so darf wenigstens auch das hiesige Gymnasium, welches unter der umsichtigen Leitung des gelehrten, wahrhaft gebildeten Direktors, Gennadios, der herrlichsten und einer vielversprechenden Blüthe sich erfreut, nicht unerwähnt bleiben. Dieses Gymnasium hat schon manchen hoffnungreichen Schüler erzogen und der Universität zugeführt, — Schüler aus dem Königreiche Griechenland selbst oder aus der Türkei. Denn wohl die Hälfte der an hiesiger Universität Studirenden (derer, die wirklich inscribirt sind) und der Schüler des Gymnasiums in Athen sind Griechen, die außerhalb des Königreichs zu Hause sind. Manche werden hier auf Kosten ihrer heimathlichen Gemeinden

gebildet; andere besuchen auf deren Kosten die Universitäten und Schulanstalten Deutschlands, um sich dort zum Lehrerstande für ihr Vaterland vorzubereiten. Ich hatte bereits Gelegenheit, mit einem hiesigen Professor über die Sendung solcher jungen Griechen nach Europa zu sprechen. Er äußerte sehr wahr und richtig: „Jeder Menschenfreund, nicht bloß ein Freund der Griechen insbesondere, muß diese jungen Griechen als Gesandte Gottes betrachten, die von Oben zu Wohlthätern der Menschheit bestimmt sind, und er muß sie auf jede mögliche Weise bei ihrer Sendung unterstützen. Welcher Art von Unterricht übrigens diejenigen bedürfen, die eben erst aus der Nacht der Sklaverei zum Lichte erwacht sind, kann nicht im Geringsten zweifelhaft sein. Es ist nicht jene überkräftige, den Magen verderbende Kost, nicht jene weichliche Gelehrsamkeit der Universitäten, sondern der Unterricht, welchen die Volksschulen und Gymnasien als das tägliche Brot Jedlichem aus dem Volke, welchen sie allen Menschen, allen Klassen gewähren.“ Möchte doch dieses wahre Wort namentlich für Griechenland und von allen denen beherzigt und darnach verfahren werden, die hier Etwas zu sagen und zu thun haben! — ein Wort, das freilich auch anderer Orten in Europa, wo das üppig wuchernde Unkraut, die überfeine, gar zu gewürzreiche Kost einer falschen Civilisation unsere Zukunft zu untergraben und zu vergiften droht, nicht minder Beherzigung verdienen dürfte.

Auf dem Gebiete der Literatur wird durch die Vermittelung der Regierung und einzelner Buchhandlungen, die hier seit längerer Zeit bestehen (es sind aber deren auch außerhalb Athen, z. B. in Nauplia, in Hermopolis, auf der Insel Syra), Manches zu Wege gefördert, was wohl auch außer Griechenland das Interesse in Anspruch nimmt, und namentlich in Deutschland, das so gern um das Ausland und um fremde Literaturen sich bekümmert, Beachtung verdient. Allerdings ist eine buchhändlerische Verbindung zwischen hier und Deutschland, wie sie zwischen letzterem Lande und z. B. Frankreich, Belgien u. s. w. stattfindet, so gut wie nicht vorhanden, und ich habe auch schon hier es nicht unterlassen können, über diesen Mangel, dessen Schuld zum Theil unstreitig den Buchhändlern in Griechenland selbst zur Last fällt, meine Klagen, die man hoffentlich in Deutschland mit mir theilt, an den Mann zu bringen. Ob es etwas helfen wird, muß abgewartet werden. Jedenfalls aber sollte man von hier aus wenigstens dafür Sorge tragen, daß man auswärtig, also z. B. in Deutschland, von den neuen buchhändlerischen Erscheinungen in Griechenland Kunde hätte, was bisher, wo sie Einzelne etwa hatten, größtentheils nur Sache des Zufalls gewesen ist. Ich habe mich hier bereits davon überzeugt, daß, neben Vielem, was besser ungedruckt geblieben wäre, weil es den Bedürfnissen des Volks nicht entgegenkommt, und der Wissenschaft, der Literatur nichts frommt, doch auch manches Buch bereits in Griechenland erschienen ist und erscheint, wovon man in Deutschland so gut wie nichts weiß. Brandis in seinen „Mittheilungen über Griechen-



land" (1842) hat sich das Verdienst erworben, der Ignoranz Deutschlands in dieser Hinsicht zu Hülfe zu kommen. Allerdings ist auch das ein Unrecht des Auslandes gegen das zu neuem Leben erwachende Griechenland, daß ersteres von den wissenschaftlichen Bestrebungen des letzteren im Allgemeinen so wenig Notiz nimmt (wie man in anderer Beziehung dem griechischen Volke Unrecht thut, indem man es mit zum Theil falschen Vorurtheilen verfolgt); und besonders Deutschland sollte gerechter sein gegen Griechenland, als es ist, — schon um der Pflicht der Dankbarkeit willen, die Deutschland gegen die alte Hellas und nun gegen das neue Griechenland hat. Man sollte bedenken, daß es nachtheilig für Andere ist, die emporgehoben sein wollen, ihnen Nichtachtung zu zeigen, wie vortheilhaft aber und erhebend das Gegentheil.

Doch genug für heute. Bin ich länger hier, und habe ich mich hier weiter umgesehen im Lande und im Volke, so berichte ich manches Andere, was ich jetzt nur im Vorbeigehen erwähnt habe, und was dazu dient, ein richtiges Bild von der Gegenwart Griechenlands, des Landes und des Volkes, so wie von den Hoffnungen sich zu machen, zu denen jenes, wie dieses berechtigt, und die es erfüllen wird, wenn man es nur frei, wie es sich gebührt, gewähren läßt. Nur einen solchen Zweck können und sollen in der Hauptsache meine Berichte von hier haben.

### Miscellen.

Der durch sein Metronom berühmt gewordene Mälzel hat eine Art stummer Claviatur erfunden, um darauf den Doppeltriller üben zu können. Sie ist für den Gebrauch sehr bequem, da man sie auf den Schooß legen kann. Eine Gelegenheit, die Langeweile im Postwagen zu verschrecken!

Die Geschwister Milanollo gaben am 19. Juli ihr letztes — das 25te — Concert in Wien, und gehen von dort über Grätz (wo sie am 23. spielten), Laibach, Triest, Venedig, Mailand, in ihr Vaterland Piemont zurück, wo sie in der Gegend von Turin auf dem Lande sich zu ihrer Erholung bis zum October aufhalten werden. Dann wollen sie ihre große Kunstreise nach Deutschland unternehmen und auch Dresden besuchen.

Mantius befindet sich auf Urlaub in Hamburg.

Die Wiener Allgem. Musik-Zeitung berichtet aus Breslau: „Tichatschek ist ebenfalls hier eingetroffen, um uns zu zeigen, was ein veredelter Held und Tenor ist.“ Was soll man zu solchen Absurbitäten sagen? — 18.

Müllner und die Oeffentlichkeit. Was möchte wohl der verstorbene Müllner zu dem jetzigen Verlangen nach öffentlichem Gerichtsverfahren sagen? Er war ein tüchtiger Jurist und machte gerade „der grünen Tafelrunde,“ wie er spöttisch mehr als ein Mal den geheimen Inquisitionsproceß nannte, nichts weniger als Komplimente. Dagegen aber wollte er durchaus nicht etwa den Schein haben, als Anwalt des öffentlichen Verfahrens aufzutreten. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht die Vorrede zu seinem „Kaliber“, Leipzig 1829. Er läßt in diesem kleinen Romane einen Criminalbeamten einige Worte zu Gunsten des öffentlichen Verfahrens äußern, und Hitzig in Berlin hatte, als er die Erzählung im Mitternachtsblatte, wo sie zuerst erschien, las, Müllnern deshalb hart angelassen. Statt nun dies Verfahren zu vertheidigen, beschwert er sich in der genannten Vorrede nur darüber, daß man ihm, dem Erzähler, zuschrieb, was auf Rechnung der Situation und den Charakter des Mannes komme, der in der Erzählung sich so äußere, und um sich zu rechtfertigen, deckt er alle Schwächen der „theatralischen“ Justiz auf, wie er das öffentliche Verfahren nennt. Lebte er noch, so hätte dieß vielleicht an ihm, dessen Scharfsinn gewiß sehr schwer zu bekämpfen sein würde, den heftigsten Gegner. 2.

Sollte irgendwo Mangel an „Müllern“ eintreten, so bitten wir, in solcher Noth sich an die Herzogl. Kapelle in Braunschweig wenden zu wollen, die gewiß gern zur Aushülfe bereit sein wird. Da heißt nämlich der Kapellmeister: Müller, der Symphoniedirector (welche Zahl von Directoren giebt's doch in unserm lieben Deutschland; sie gehen fast durch's ganze Alphabet, wie die „Räthe“! s. v. Raumer's Herbstreise nach Venedig): Müller, der Concertmeister: Müller, der erste Violinist: Müller, der erste Violoncellist: Müller! — O, wie lustig muß da die Mühle klappern, und es ist dabei ein unberechenbarer Vortheil: die Mühle bleibt immer im Tacte! —

Wir erlauben uns unsern Lesern auf einen in Nr. 88 der Allgem. Wiener Musik-Zeitung von d. J. abgedruckten Brief des unsterblichen W. A. Mozart, datirt: „Dresden, d. 16. Apr. 1789,“ aufmerksam zu machen, welcher sehr viel Charakteristisches für ihn als Künstler und Menschen enthält, und mit Interesse gelesen werden wird. 18.



## F e u i l l e t o n .

Noch etwas über den Vertrag von Verdün. Nach einer Notiz in der Allg. Preuß. Zeitung ist die beklagenswerthe Theilung des fränkisch-deutschen Reiches nicht in, sondern bei Verdün durch einen Vertrag völkerrechtlich sanktionirt worden. Die drei hadernnden Brüder, glorreichen Andenkens, versammelten sich in einem Orte, der eine Stunde oberhalb Verdüns an einem Bache liegt und Dungeich hieß, weil dort die Eiche war, unter welcher von den Franken öffentlich gedingt oder getagt wurde. Aus Dungeich entstand das französische Dugny; so heißt der Ort jetzt. An welchem Tage der Vertrag abgeschlossen wurde, ist nicht bekannt.

Wichtige Entdeckung. Man soll in einer alten Handschrift entdeckt haben, daß die Universität Leipzig im J. 1831 ihr Gutachten für Pressfreiheit als Regel und Censur als Ausnahme, so wie für Einführung von öffentlich-mündlichen Gerichten mit Geschwornen in Pressangelegenheiten abgegeben hat. Auch geht das Gerücht, daß in einer alten Urkunde, welche die Grundzüge des sächsischen Staatsrechts enthalte, die Pressfreiheit als Grundsatz und Regel anerkannt worden sei. Auf jeden Fall haben diese Antiquitäten für den Alterthumsforscher und Geschichtschreiber hohes Interesse, von praktischer Bedeutung sind sie nicht. Unsere modernen Zustände haben in der neuesten Zeit so rasende Fortschritte gemacht, daß es nunmehr als längst anerkannter Verwaltungsgrundsatz feststeht, daß Censur die Regel, und Pressfreiheit eine höchst seltene Ausnahme ist, welche Ausnahme zwar in der Theorie manches für sich hat, aber in der Praxis sich als unstatthaft erweist. Daß ein längst anerkannter Verwaltungsgrundsatz viel schwerer wiegt als ein veralteter Verfassungsgrundsatz, dazu einen Beweis zu fordern, würde in der That eine Verwirrung der Begriffe verrathen, welche mit dem wohlbegründeten Ruhme der Deutschen, als tiefer Denker, sich kaum zusammenreimen ließ.

Ständische und constitutionelle Verfassung. Nach den letzten Kriegen gegen die Franzosen hatten die Deutschen gerechten Anspruch auf die Verwirklichung der Grundsätze des constitutionellen Staatsrechts. Es wurden die altständischen Verfassungen mit moderner Ausstattung in vielen deutschen Staaten aufgewärmt, und da meinte nun die Menge, welche glaubt, was sie wünscht, diese neuständischen Einrichtungen seien constitutionell. Minister von Abel hat das große Verdienst, vor längerer Zeit schon offen ausgesprochen zu haben, daß dies durchaus nicht der Fall ist, und daß zwischen den deutschen neuständischen Staaten und den constitutionellen ein himmelweiter Unterschied besteht. Unsere Stände sind ganz das, was die altfranzösischen états généraux unter Ludwig XIII.; es wird aber wohl

Niemanden einfallen zu behaupten, daß die Verfassung Frankreichs unter Ludwig XIII. eine constitutionelle gewesen sei. Das königliche Statut Spaniens war fast wörtlich mit unsern neuständischen Verfassungen, namentlich mit den sächsischen gleichlautend; Niemand hat das königliche Statut für eine constitutionelle Verfassung anerkannt. Wie käme es denn, daß wir in Deutschland so lange uns der Täuschung hingegeben haben, wenn nicht unsere Wünsche unser besseres Wissen überschrieen hätte. Es ist wichtig, die Aeußerungen der jetzigen deutschen Minister aufmerksam zu verfolgen. Erst neulich wieder bemerkte Minister von Abel in der bairischen Kammer: „Die Ansichten, welche über die Stellung des Ministeriums ausgesprochen werden, stehen nach meiner Ueberzeugung im innigsten Verbande mit den Ansichten über die ganze bei uns bestehende Regierungsform. Es theilen sich die monarchischen Staaten, welche vorzugsweise als die constitutionellen bezeichnet werden, rücksichtlich der Regierungsform und des ihrer Verfassung zu Grunde liegenden Systems in zwei sehr verschiedene Klassen. In einem Theile derselben, wie z. B. in England, regiert, wie es dort auch klar ausgesprochen ist, der König im Parlament, das Parlament ist zur Mitregierung berufen. In Frankreich ist eben dieses zwar nicht staatsrechtlich ausgesprochen, faktisch aber findet es statt. — Zu Deutschlands Glück aber hat von jeher in allen seinen Theilen ein schöneres, ein liebevolleres Verhältniß zwischen Fürst und Volk bestanden, das Verhältniß des Vaters zu den Kindern.“ Zweierlei bedarf hierbei einer Berichtigung auf das Zeugniß der Geschichte gestützt. Ein Vater schließt mit seinen Kindern nicht Verträge. Das Verhältniß der deutschen Stände zu den deutschen Fürsten beruhte und beruht jetzt noch zum Theil auf Staatsverträgen; der König regiert nicht im Parlament, sondern der König, die Lords und die Gemeinen sind das Parlament, welchem Parlament die Minister — verantwortlich sind. Hinc illae lacrimae!

Blumenstrauß landständischer Redensarten. Eine ständische Schrift abfassen — in Unentschiedenheit ruhen — eine Wirksamkeit ergreift Platz, — es convenirt der hohen Kammer — einen Gesegentwurf in Angriff nehmen — eine referirte Eröffnung — eine postulirte Repräsentationsausgabe — im anderweiten Bericht — das eingangsgedachte allerhöchste Dekret — die lestabgewichene Session — beim dritten Skrutinio die relative Majorität erhalten — eine für das Departement der Finanzen in den Petitionen beanspruchte Bewilligung — die nächste Füglichkeit bieten — die jenseitige Deputation — die Modalität der Beschaffung der Mittel. —